

Du, Liebster Bösewicht.

Herzliebste!

Dein großer Philosoph

Mein Liebes,
einziges Zuckerstück!

Liebe Muzzi!

Hey, Girl

Mein süßes, liebstes Herz!

Gastgästel Fräulein!

an Dich, meine Schatz!

Ingrid Bauer / Christa Hämmerle (Hg.)

Liebe schreiben

Paarkorrespondenzen im Kontext
des 19. und 20. Jahrhunderts

Ingrid Bauer / Christa Hämmerle (Hg.): Liebe schreiben

V&R Academic

Ingrid Bauer / Christa Hämmerle (Hg.): Liebe schreiben

Ingrid Bauer / Christa Hämmerle (Hg.): Liebe schreiben

Ingrid Bauer / Christa Hämmerle (Hg.)

Liebe schreiben

Paarkorrespondenzen im Kontext
des 19. und 20. Jahrhunderts

Vandenhoeck & Ruprecht

Ingrid Bauer / Christa Hämmerle (Hg.): Liebe schreiben

Diese Publikation wurde gefördert durch

die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien
und
die Stiftungs- und Förderungsgesellschaft der Paris-Lodron-Universität Salzburg



universität
wien

 UNIVERSITÄT
SALZBURG

Mit 11 Farbabbildungen und 3 Grafiken

Umschlagabbildung: Perndl+Co, Gerhard Bauer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-30115-0

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de.

© 2017, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen/
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: textformart, Göttingen | www.text-form-art.de

»Nun ist es wieder zwei Tage her, seit wir brieflich miteinander geplaudert haben.«

»Und das Porto für Lieesbriefe sollte auch verbilligt werden, wäre ein Parlamentsantrag, gelt!«

»Diese verfluchten (verzeih') Papierküsse gehen mir auf die Nerven. Ich möchte einen echten.«

Ingrid Bauer / Christa Hämmerle (Hg.): Liebe schreiben

Inhalt

<i>Ingrid Bauer, Christa Hämmerle</i> Liebe und Paarbeziehungen im ›Zeitalter der Briefe‹ – ein Forschungsprojekt im Kontext	9
<i>Ines Rebhan-Glück</i> Gefühle erwünscht Normiertes Liebeswerben in Verlobungskorrespondenzen aus den 1860er/70er Jahren?	57
<i>Nina Verheyen</i> »[...] mein Ehefrau und nicht mein College«? Liebe und Beruf(ung) in Paarkorrespondenzen vor dem Hintergrund der Frauenbewegung/en um 1900	87
<i>Ines Rebhan-Glück</i> Eifersucht – (k)ein Gefühl in Feldpostbriefen aus dem Ersten Weltkrieg	113
<i>Barbara Asen</i> »[...] nicht nur Gattin, sondern auch treue Kameradin« Zur Konstruktion von Liebesbeziehungen in der Briefkommunikation von Paaren der Zwischenkriegszeit	139
<i>Christa Hämmerle</i> Gewalt und Liebe – ineinander verschränkt Paarkorrespondenzen aus zwei Weltkriegen: 1914/18 und 1939/45	171
<i>Ingrid Bauer</i> 1968 ff. – Neuverhandlungen der Balance zwischen Liebe, Sexualität und Selbstverwirklichung Befunde aus Paarkorrespondenzen von den ausgehenden 1960er bis in die frühen 1980er Jahre	231

Brigitte Semanek

Von »schönen Stunden«

Die Sprache des Sexuellen in Briefen von den 1870er zu

den 1970er Jahren 291

Barbara Asen

Liebe vernetzt

Zur Verortung von Paaren innerhalb ihres familialen

und sozialen Umfelds in Briefquellen: 1840 bis 1980 325

Unser Dank 357

Verzeichnis der Autorinnen 359

Ingrid Bauer, Christa Hämmerle

Liebe und Paarbeziehungen im ›Zeitalter der Briefe‹ – ein Forschungsprojekt im Kontext

»Mein geliebter Mann, mein Einziger!«, eröffnete eine jener Schreibenden, deren ›private‹ Korrespondenz im Zentrum dieses Bandes steht, im Mai 1918 einen Brief an ihren als Offizier der Reserve eingerückten Ehemann. Aufgrund der kriegsbedingten Posthindernisse hatte sie diesmal gleich mehrere Sendungen von ihm auf einmal erhalten. Darunter waren, wie die Lehrerin Mathilde Hanzel-Hübner betonte, »gerade zwei heiße Liebesbriefe«.¹ Und knapp 27 Jahre später, gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, heißt es in einem der vielen erhalten gebliebenen Feldpostbriefe des Sanitäters Friedrich Kettler an seine Verlobte, die damalige Angestellte Helga Böhm in Wien: »[...] bin jetzt doch nicht in der richtigen Stimmung, einen guten, echten Liebesbrief zu schreiben.«² Der männliche Part eines anderen, schon älteren Ehepaares, das im Laufe der Jahrzehnte von 1928 bis 1984 insgesamt rund 1.100 Briefe ausgetauscht hat, hielt im Jahr 1963 fest: »Meine liebste Olga, ich hab gar nicht gewußt, daß Du noch Liebesbriefe – echte von Herzen kommende Worte – schreiben kannst.« Worauf sie antwortete: »Papschl – natürlich kann ich noch liebe – Liebesbriefe schreiben!«³

Ähnliche Formulierungen finden sich im langen Untersuchungszeitraum zwischen den 1870er und frühen 1980er Jahren auch in anderen Paarkorrespondenzen, die wir im Rahmen des Forschungsprojekts »(Über) Liebe schreiben*« mit emotions- und geschlechtergeschichtlichen Fragestellungen im Kontext einer Geschichte des populären ›privaten‹ Schreibens ausgewertet haben. Wir konnten feststellen, dass die aus unterschiedlichen sozioökonomischen Verhältnissen kommenden Verfasserinnen und Verfasser der untersuchten Briefbestände ein konkretes Verständnis davon hatten, was ein ›Liebesbrief‹ ist oder

* Dieses Forschungsprojekt mit dem Titel »(Über) Liebe schreiben. Historische Analysen zum Verhandeln von Geschlechterbeziehungen und -positionen in Paarkorrespondenzen des 19. und 20. Jahrhunderts« wurde von Mai 2010 bis April 2014 vom Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) gefördert (P22030-Gr15) und von Ingrid Bauer und Christa Hämmerle im Rahmen einer Kooperation zwischen den Universitäten Salzburg und Wien geleitet. Der vorliegende Band versammelt die zentralen Projektergebnisse.

sein sollte. Sie vermerkten mitunter dezidiert, ob sie gerade »einen wirklichen Liebesbrief«⁴ geschrieben oder zumindest beabsichtigt hatten, dass ihr Schreiben »ein Liebesbrieflein werden [sollte]«⁵ beziehungsweise trotz des Bemühens, gerade das zu vermeiden, »doch wieder ein Liebesbrief«⁶ geworden war. In einer Korrespondenz aus den frühen 1920er Jahren wiederum wird ein Briefdialog von beiden Seiten eines aus dem Wiener Bildungsbürgertum stammenden Paares sogar grundsätzlich als »Liebesbriefschriftstellerei« gewertet,⁷ und in anderen Fällen von einer solchen Zuschreibung durch das soziale Umfeld berichtet – wie von einer ländlichen Dienstmagd, die im Kriegsjahr 1916 vom Postmeister ein Schreiben ihres Verlobten mit der Bemerkung ausgehändigt bekam: »[...] heute bekommen Sie wieder einen Liebesbrief«.⁸

Mit diesen wenigen Zitaten aus dem großen Quellenfundus unseres Projekts ist schon eines der zentralen Spannungsfelder angedeutet, in dem wir unsere Forschungen durchgeführt haben. Wir gingen davon aus, dass das, was ein ›Liebesbrief‹ ist oder sein sollte, ungeachtet der Wirkmächtigkeit der damit verbundenen Konzepte und Definitionen nur eine Dimension der Möglichkeiten des »(Über) Liebe Schreibens« in Paarkorrespondenzen des 19. und 20. Jahrhunderts darstellt. Dabei ist der erste Begriff ›Liebesbrief‹ jener, der bislang in den Literatur-, Sprach- und Kulturwissenschaften zu einem eigenen, mehr oder weniger eng definierten und primär dem Bildungsbürgertum zugeordneten Genre erhoben wurde. Der zweite – Paarkorrespondenzen – ist hingegen weit offener und umfasst eine größere inhaltliche und stilistische Bandbreite auch des populären Schreibens zwischen sich liebenden Paaren. Die gerade zitierten Beispiele aus solchen Paarkorrespondenzen zeigen das ebenso wie der Befund, dass sich der Begriff ›Liebesbrief‹ oder ähnliche Formulierungen im Gesamtquellenbestand des Projekts eher selten finden. Beides fordert zu offenen Konzeptualisierungen auf – sowohl in Hinblick auf genretheoretische Annahmen und ihre notwendige Erweiterung um die vielfältigen Schreibpraxen in allen gesellschaftlichen Schichten als auch in Hinblick auf emotions- und geschlechtergeschichtliche Ansätze, die Liebe und ihre Kommunikation in Briefen fokussieren. Diese betonen ebenfalls die Bedeutung dieses Mediums bei der Gestaltung von Paarbeziehungen, die darauf bezogenen Wünsche und Erwartungen an ›den Anderen‹, die von den Schreibenden formuliert und verhandelt werden, sowie ihre Selbstdarstellung und Positionierung als Frauen und Männer. Dabei bedeutet ihr Schreiben immer auch Handeln, bis hinein in den Bereich der Gefühle, etwa wenn dieses in einem performativen Sinn, das heißt als ›doing‹ oder ›trying emotion‹,⁹ danach trachtet, Liebe (neu) zu entfachen oder zu verstärken und festzuschreiben, damit aktiv zu gestalten und zu verändern – worauf der Titel des vorliegenden Bandes deutet. Alle diese Aspekte benennen zugleich seine zentralen Leitfragen, die im Folgenden genauer erläutert werden.

I. Brief – Liebe – Liebesbrief – Paarkorrespondenz – Geschlecht: Begriffliche Prämissen

Was also ist ein ›Liebesbrief‹, dessen Formalien und Inhalte die gerade zitierten Paare, sei es im 19. oder sei es im 20. Jahrhundert, durchaus zu kennen meinten – und gleichzeitig oft doch nicht einhielten, anders gestalteten, weiteten und veränderten? Wie verhält es sich mit dem ganz offensichtlich auch in ihren Köpfen (und Herzen) bestehenden Spannungsfeld zwischen einer starken Normierung des Genres ›Liebesbrief‹ einerseits, das bis weit ins 20. Jahrhundert hinein von literarischen oder ästhetischen Vorgaben und Konventionen determiniert scheint, und den ebenso vielen, historisch anwachsenden Praktiken von Schriftlichkeit andererseits? Und warum – davon geht unser zum Fallbeispiel des österreichischen Raums¹⁰ entstandener Band aus – haben solche Korrespondenzen einen großen Aussagewert für die Geschichte der Liebe und des ›privaten‹ Schreibens oder die Frage nach dem Wandel und den Kontinuitäten von Diskursen und Praktiken in Paarbeziehungen zwischen Frauen und Männern?¹¹

In der einschlägigen Forschung, die sich lange primär auf bildungsbürgerliche oder intellektuelle und künstlerische Kontexte und Traditionen des ›Liebesbriefes‹ seit der Aufklärung beziehungsweise dem Zeitalter der »Empfindsamkeit« im 18. Jahrhundert konzentriert hat,¹² wird vor allem betont, dass ›Liebesbriefe‹ als »besondere ästhetische Kommunikationsformen«,¹³ als »cultural artifact« oder »highly coded forms«¹⁴ zu definieren sind. Dabei wird insbesondere auf ihre Prägung durch spezielle Anleitungsliteratur – die Universal- oder ausdrücklichen Liebesbriefsteller mit ihren vielen Musterbriefen – verwiesen, die umfassend wirkt: von der Anrede bis zur Schlusssequenz, von einzuhaltenden äußeren Formalien bis hin zu oft nach Geschlecht unterschiedlichen Vorgaben, welche schriftlichen Signale, Zeichen, Gesten – und damit Liebescodes – zu setzen sind.¹⁵

Diese Codes wiederum sind in der Moderne eng an literarische Konventionen der Romantik und das diskursive Konzept der romantischen Liebe gebunden, die ihrerseits – nicht weniger normierend – gerade das ›Eigene‹ oder ›Individuelle‹, und damit auch den ›wahren‹ oder ›natürlichen‹ und ›authentischen‹ Ausdruck von Emotion kultiviert haben.¹⁶ Regina Schulte hat diesbezüglich sogar von einer erlernten »Kunst des authentischen Schreibens« gesprochen.¹⁷ Vor diesem Hintergrund wird der ›Liebesbrief‹ als »intimste[r] aller Textkörper«¹⁸ überhaupt gesehen beziehungsweise als »intimste Spielart« des sich im 18. Jahrhundert etablierenden ›Privatbriefes‹, der die Tendenz habe, »der ganz persönlichen Selbst-Äußerung den meisten Raum zu bieten, das eigene Ich dem geliebten Partner so unverhüllt wie in keiner anderen Briefart zu manifestieren«. ¹⁹ Oder man definiert ihn generell als »Schreiben

über die Liebe in einem ihr gewidmeten Medium«²⁰, auch indem etwa explizit festgehalten wird, dass der »Liebesbrief [...] auf das einzige Thema ›Ich liebe Dich‹ [fokussiert]« und »letztendlich keine weitere Information als diese [vermittelt]«.²¹ Nicht zuletzt steht der ›Liebesbrief‹ selbst – in seiner schon erwähnten, auch für unser Projekt geltenden performativen Dimension – für eine Geste der Zärtlichkeit und Nähe,²² der Herstellung von Intimität, der Öffnung eines entsprechenden ›Gefühlsraums‹ zwischen zwei sich liebenden Menschen.²³

All das bezeichnet jedoch nur einige Facetten solcher Briefe. Dies gilt umso mehr für das lange ›Zeitalter des Briefes‹, in dem sich auch unser Projekt situiert. Als solches kann – angesichts der von der Forschung mittlerweile ausreichend dokumentierten, stetig wachsenden Schriftlichkeit auch sozial nicht privilegierter, bildungsferner Schichten sowie der »Explosion« des ›privaten‹ Schreibens in den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts²⁴ – keinesfalls primär das 18. Jahrhundert mit der damals etablierten ›Empfindsamkeit‹ der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft gelten. Auch wenn sich – ausgehend von Christian Fürchtegott Gellerts einflussreichem Konzept einer am mündlichen Gespräch orientierten epistolarischen »Unmittelbarkeit« und »Natürlichkeit«, die primär das weibliche Geschlecht auszeichne²⁵ – zumindest in den gebildeten Schichten die oben zitierten Normen des sich verbreiternden ›Privatbriefes‹ durchsetzten.²⁶ Zu kurz greift auch die Ausweitung der Taxierung ›Zeitalter des Briefes‹ auf das von einem massiven Ausbau des Postwesens und steigender Alphabetisierung geprägte 19. Jahrhundert,²⁷ in dem das Korrespondieren – zunehmend eingeübt durch schulische Curricula²⁸ – zu einer »kulturellen Institution«²⁹ wurde. Diese Relativierung gilt, obwohl sich schon gegen dessen Ende die »Verkündung eines allmählichen Verfalls oder gar Untergangs der Briefform« häufte.³⁰ Solche Klagen, die als Ressentiment konservativ-bürgerlicher Kreise nicht zuletzt mit der um 1870 eingeführten und daraufhin rasch gewachsenen Popularität der Postkarte zusammenhängen,³¹ kennt auch das 20. Jahrhundert. Dabei standen dem wiederkehrenden »Abgesang auf den Brief«³² nun bislang unerreichte Massen von ›privaten‹ Korrespondenzen gegenüber – nicht zuletzt zwischen sich liebenden Frauen und Männern. Sie konnten zwar immer leichter und öfter unter verschiedenen Kommunikationstechnologien wie dem Telegramm oder dem Telefon wählen, schrieben sich in einem »Mixing Media« jedoch weiterhin auch zahlreiche Briefe und Karten.³³

Unser bis in die frühen 1980er Jahre reichendes Projekt nimmt aus dem ›Zeitalter der Briefe‹ jene Spanne in den Blick, in der postalische ›private‹ Korrespondenzen auch über bildungsbürgerliche Kontexte hinaus weit verbreitet und ein ganz wichtiges, weitgehend funktionierendes Medium waren, um Liebesbeziehungen anzubahnen, zu entwerfen, dauerhaft zu machen oder zu trennen. Die Ära des Internets und eine seiner meistgenutzten Ressourcen, die E-Mail, wurden nicht mehr eingehend in die Untersuchung miteinbezogen, auch

wenn einige Studien nahelegen, dass die neuen Möglichkeiten der ›elektronischen Post‹ zu einer – frühere Gepflogenheiten aufgreifenden – Renaissance briefähnlicher Liebes- beziehungsweise Paarkorrespondenz geführt haben.³⁴ In Bezug auf das andere Ende unseres Untersuchungszeitraums wiederum setzten unsere Quellenforschungen erst mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert ein, da wir für diese Zeit davon ausgehen konnten, dass es trotz großer Überlieferungsprobleme³⁵ bereits weniger elaborierte, weniger ›kunstvoll‹ gestaltete und nicht nur in der bildungsbürgerlichen ›Liebesbriefkultur‹ zu verortende Paarkorrespondenzen gab.

Das hat auch die Sprachwissenschaftlerin Eva Lia Wyss betont, die sich im Zuge ihrer langjährigen Forschungen mit popularen ›Liebesbriefen‹ – zunächst vor allem der Schweiz im 20. Jahrhundert – beschäftigt und dazu ein Archiv angelegt hat.³⁶ In einer vergleichenden Ausweitung ihrer Analyse auf einen Briefbestand der 1870er Jahre »aus einfachen Verhältnissen«³⁷ tritt Wyss dafür ein, auch solche Beispiele der Textsorte ›Liebesbrief‹ zuzurechnen. Sie seien häufig durch »geringe Ästhetisierung« gekennzeichnet, wozu die Linguistin einerseits eine auffallende Anlehnung an Mündlichkeit, das Fehlen weitgehend üblicher »Strukturierungsmittel wie Satzzeichen, Absätze und Anführungszeichen«, »Freizügigkeit in Bezug auf die Rechtschreibung«, Ellipsen und syntaktische Brüche, andererseits auch die Verwendung »hyperkorrekte[r] Formen« zählt, »die auf eine gewisse Überanpassung hinweisen oder auch einer geschäftlichen Briefstilistik entstammen«. Alles in allem würden solche Schreiben, die dennoch wie ihre »bürgerlichen Vorbilder« auch Passagen mit dem Ausdruck von Liebe und Fürsorge enthielten, daher zwischen »Formlosigkeit und Konformität [oszillieren]«. ³⁸ Das lasse ›Liebesbriefe‹ schon des 19. Jahrhunderts damit ganz generell zwischen den zwei Möglichkeitspolen einer »starken« oder »geringen Ästhetisierung« pendeln – mit unterschiedlichen »Vermischungen« und »stilistischen Ausprägungen«. ³⁹

Einer solchen Konzeptualisierung in Richtung Vielfalt folgt im Prinzip auch dieser Band, geht dabei aber noch einen Schritt weiter. Denn unser Ansatzpunkt ist, dass keinesfalls alle Briefe zwischen sich liebenden Paaren auch eine Liebeserklärung enthalten – woran Wyss in ihrem Kriterienkatalog für ›Liebesbriefe‹ mit »geringe[r] Ästhetisierung« festhält. ⁴⁰ Hingegen sprechen wir im Folgenden, um die große Bandbreite, die angesprochene Vielfalt des Schreibens über Liebe in den untersuchten Briefbeständen von den 1870er bis in die frühen 1980er Jahre zu adressieren, prinzipiell und breiter definiert von Paarkorrespondenzen. Diese können, müssen aber nicht den gängigen oder oben wiedergegebenen Definitionen des ›Liebesbriefes‹ entsprechen und inkludieren damit auch all jene Bestandteile einer Paarkorrespondenz, die den eingangs zitierten Briefschreiberinnen und -schreibern nicht als »guter«, »echter« oder »wirklicher« ›Liebesbrief‹ galten. Die Grenzen sind dabei fließend; der ›Liebesbrief‹ ist in diesem Sinne weniger als eigene, klar abgrenzbare ›Textsorte‹,

sondern – wie Selbstzeugnisse generell⁴¹ – als äußerst hybrides Genre zu definieren. Das heißt, dass das »(Über) Liebe Schreiben« sich brieflich in vielerlei Form, mit vielerlei sprachlichen, metasprachlichen und inhaltlichen Elementen manifestieren kann – davon gingen unsere Forschungen aus. Es gilt, wie die untersuchten Quellen veranschaulichen, mitunter selbst in der Korrespondenz zwischen neu verliebten Paaren oder in sogenannten »Brautbriefen« beziehungsweise – geschlechtsneutral formuliert – in Verlobungskorrespondenzen, die gemeinhin als Inbegriff des »Liebesbriefes« gelten und im Rahmen der bürgerlichen Eheanbahnung bis ins 20. Jahrhundert hinein zur viel praktizierten Konvention gehörten.⁴²

In formaler Hinsicht bedeutet eine solche offene Konzeptualisierung zudem, dass auch der Austausch von materiellen Gegenständen wie Fotografien, getrockneten Blumen oder – in Kriegszeiten besonders wichtig – Paketen, der viele Paarkorrespondenzen nicht nur begleitet, sondern mitkonstituiert, in den Blick zu nehmen ist. Oder die in ihnen zu beobachtende Aufhebung einer dialogischen Briefstruktur in Richtung Selbstdarstellung, autobiografische Erinnerung oder Tagebucheintrag beziehungsweise die ebenso häufig vorkommenden Missachtungen dessen, was in der Brieftheorie als »epistolarischer Pakt«⁴³ definiert wurde und sich auf das Einverständnis bezieht, auf erhaltene Briefe umgehend in zumindest gleicher Ausführlichkeit zu antworten und bestimmte Schreibgepflogenheiten einzuhalten. Und nicht zuletzt sind auch die minimalisierten Korrespondenzformen bis hin zum bloßen Zettel, zur eilig geschriebenen Postkarte, einer versteckten Botschaft unter der Briefmarke,⁴⁴ der Verwendung von Sprichwörtern, Gedichten oder Liedern als »Boten« der eigenen Liebesnachricht zu berücksichtigen. Das alles ist ebenso Kommunikationsmedium und zugleich mit der inhaltlichen Ebene eng verschränkt; eine prinzipielle Offenheit und Fluidität gilt selbstverständlich auch in Bezug darauf.

So wie uns der Begriff »Liebesbrief« in unserem Projekt zwar durchaus als heuristische Kategorie, nicht aber als verbindlicher Gattungsbegriff für die von uns untersuchten Quellen diente, wollten wir auch nicht von vornherein festlegen oder unhinterfragt implizieren, was denn jene »Liebe«, von der Paarkorrespondenzen zwischen Männern und Frauen auf unterschiedliche Art und Weise handeln, genau ist. Daher haben wir in Übereinstimmung mit neueren emotionsgeschichtlichen Ansätzen, die gerade die Fluidität von Gefühlen betonen,⁴⁵ auch in Bezug darauf einen »definitionsoffenen Begriff« gewählt, der – so Caroline Arni – »anschlussfähig« ist für vieles, was die Binnenseite von Paarbeziehungen ausmachen kann. Dazu gehören »Fürsorge, Respekt, Leidenschaft, Freundschaft«⁴⁶ ebenso wie Sehnsucht, Sinnlichkeit und Sexualität, oder Langeweile, Enttäuschung, Eifersucht, Hass, Konflikte und die vielen damit verbundenen Ambivalenzen. All das kann, neben materiellen Interessen,⁴⁷ in Paarkorrespondenzen als Liebe in Erscheinung treten. Auch geteilte oder

kommunizierte Alltäglichkeit und ihre Themen können – das haben jüngst aus dem Feld der Literaturwissenschaft Renate Stauf und Jörg Paulus ebenfalls betont – selbst im bildungsbürgerlichen ›Liebesbrief‹ realiter in vielerlei Form mit dem »Liebesgespräch« verschmelzen, ja mehr noch, darin oft sogar »den Ausgangspunkt und das Erhaltungsprinzip der Liebe« ausmachen.⁴⁸

Liebe ist außerdem, von der Briefforschung noch viel zu wenig untersucht, immer auch in einen spezifischen historischen – politischen, sozioökonomischen und kulturellen – Rahmen eingebunden. Krieg oder Frieden, politische Systeme und Zäsuren, Wirtschaftswachstum oder Rezession, ungleich verteilte Bildungs-, Berufs- und materielle Lebenschancen, Religion/en und ihr Stellenwert, soziale Bewegungen wie die Frauen- oder Studentenbewegung/en – kurz: Dimensionen des historischen Kontexts⁴⁹ sind demnach unbedingt in die Analyse einzubeziehen. Auch sie leiten das »(Über) Liebe Schreiben« im Medium des Briefes, und das nicht nur in Hinblick auf die darin verhandelten Weiblichkeits- und Männlichkeitsnormen, Beziehungs- und Ehemodelle sowie die damit verknüpften Gefühle. Die historischen Rahmenbedingungen, zu denen auch die Katastrophen des 20. Jahrhunderts gehören, formatierten die Spielräume und Möglichkeiten des Schreibens wie des Liebens, mitunter auf ganz existenzielle Weise.

Neben anderen, stärker individuellen Faktoren relativieren die gerade genannten Dimensionen auch die den Untersuchungszeitraum prägende Wirkmacht des Konzepts der romantischen Liebe, die insbesondere mit dem Anspruch auf Seelenverwandtschaft, Einzigartigkeit und Exklusivität sowie der Herausbildung von Paartimität beziehungsweise eines ›Parkosmos‹ assoziiert wird. Außerdem ist dem Konzept gemeinhin die Verbindung von sexuellem Begehren und emotionalem Empfinden mit dem Ideal der Liebesheirat eingeschrieben, das die Ehe aus der traditionell vorherrschenden Bindung an soziale und ökonomische Verhältnisse herauslöste.⁵⁰ Von seinen europäischen Wurzeln her lässt sich diese Konzeption, nach ersten Tendenzen in der ›höfischen Liebe‹ des 11. und 12. Jahrhunderts,⁵¹ als ein Gefühlsarrangement fassen, das an eine künstlerische und intellektuelle Avantgarde des ausgehenden 18. Jahrhunderts gebunden und an deren literarischen Werken orientiert war; im Sinne einer gewissen Egalität forderte es damals beide Geschlechter zur Grenzüberschreitung heraus.⁵² Zum kulturellen Leitbild wurde die romantische Liebe jedoch in der spezifischen Form des geschlechterpolaren und hierarchischen bürgerlichen Ehe- und Liebesmodells, das sich im 19. Jahrhundert als Norm verfestigte und im Untersuchungszeitraum des Projekts schichtübergreifenden Einfluss gewann.⁵³ Dennoch wurde diese hegemoniale Leitidee in verschiedenen historischen Kontexten unterschiedlich gedeutet und in soziale Praxen umgesetzt, etwa in Form der eher auf ein freundschaftliches Verhältnis bauenden und ›sachlicheren‹ Kameradschaftsehe im frühen 20. Jahrhundert⁵⁴ oder ab den späten 1960er Jahren, als sie, gerahmt durch eine »skeptische

Rhetorik der Liebe«,⁵⁵ zum »Gegenstand extremer Reflexivität«⁵⁶ wurde. Ab den 1970er Jahren begann sich auch ein Ideal partnerschaftlicher Liebes- und Lebensformen zu etablieren, wobei nun insgesamt von einem Nebeneinander der Diskurse ausgegangen werden muss.⁵⁷

Alle diese Entwürfe und Gestaltungen bleiben trotz ihrer Unterschiede zum romantischen Code der Liebe »an diesen partiell rückgebunden« beziehungsweise lassen sich, wie die Historikerin Alexandra Kofler reflektiert, »als Auseinandersetzung mit diesem [...] verstehen«, sind Reaktion auf seine »unauflösbaren und paradoxen Anforderungen und lockern diese zugleich«.⁵⁸ Wie sich die Verfasserinnen und Verfasser der unserem Projekt zugrunde liegenden Paarkorrespondenzen vor diesem diskursiven Hintergrund gesellschaftlicher Liebesauffassungen und ihrem Wandel mit ihren individuellen Entwürfen positionierten, ob und wie sie die kulturellen Codes schreibend aufgriffen, modifizierten oder verwarfen, gehörte mit zum Fragehorizont unserer Forschungen.

Aufgrund der oben angedeuteten Paradoxien und (weitgehenden) Uneinlösbarkeiten der romantischen Liebe könnte daher – um noch einmal auf die stark normierte Idealform des ›Liebesbriefes‹ zurückzukommen – davon gesprochen werden, dass dieser in der Praxis des »(Über) Liebe Schreibens« immer auch bedroht ist. Das gilt nicht nur, weil er sich dem »Wunsch nach Originalität und Einmaligkeit [versagt]«⁵⁹ oder gewissermaßen an seiner »Janusköpfigkeit«⁶⁰ leidet. Die für die europäische ›Moderne‹ kennzeichnende romantische Überhöhung der Liebe (die demnach immer auch ein fiktionales Moment in sich trägt) kämpft gleichzeitig stets mit Alltäglichkeit, Banalität, Organisatorischem und Materialität oder anderen Faktoren wie Konflikten und der Liebe vielleicht gegenläufigen Gefühlen, die in Paarkorrespondenzen ebenso thematisiert werden wollen oder – je nach Anspruch und Situation – thematisiert werden sollten.

Und sie kämpft – so eine letzte zentrale Grundannahme unseres Projekts – in sehr unterschiedlicher Art und Weise auch mit den von Dichotomie und Hierarchie geprägten hegemonialen Geschlechterkonzepten, den vorherrschenden Zuschreibungen von Männlichkeit und Weiblichkeit im Kontext einer Liebesbeziehung, einer Eheanbahnung, den Rollenerwartungen und -verteilungen eines Beziehungspaares. Gerade das zu untersuchen, das heißt die frauen- und geschlechtergeschichtlichen Dimensionen des »(Über) Liebe Schreibens« im Medium des Briefes zu ergründen,⁶¹ war uns im langen Bogen des Untersuchungszeitraums von der Ersten zur Zweiten Frauenbewegung wichtig; wir koppelten diesen daher an entsprechende Zäsuren. Denn im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erfuhr das eben erst hegemonial gewordene bürgerliche Liebeskonzept erste nachhaltige Erschütterungen durch die Ehekritik der Ersten Frauenbewegung/en,⁶² während es dann noch einmal rund hundert Jahre dauerte, bis es zu gravierenden Diskursbrüchen mit weitreichenden Folgen

für alternative Ehe-, Familien- und Liebesverhältnisse kam.⁶³ Dazwischen liegen Phasen wie das ›Fin de Siècle‹ um 1900 mit einer damals diagnostizierten ›Krise der Männlichkeit‹ und dem bereits beginnenden, dann vor allem in den 1920er Jahren geführten ›Kulturkampf‹ um die Neue Frau; weiters die Zeit des Ersten und Zweiten Weltkriegs beziehungsweise des Nationalsozialismus, als es – in sehr verschiedener Art und Weise – zu besonders stark ausformulierten Ideologisierungen der Geschlechterrollen und gravierenden Veränderungen im Verhältnis der Geschlechter zueinander kam; oder die Nachkriegszeiten, in denen wiederum eine Krise der Geschlechterbeziehungen konstatiert wurde. In den 1950er Jahren setzte dann – bezogen auf die hohen Heirats- und Geburtenzahlen – ein ›goldenes Zeitalter der Familie‹ ein, seit Mitte der 1960er Jahre die sogenannte Sexuelle Revolution sowie ein gesellschaftlicher Modernisierungs-, Demokratisierungs- und, damit verbunden, ein weiblicher Bildungsschub. Diese Entwicklungen brachten die Geschlechterverhältnisse stärker in Bewegung denn je und mündeten in den 1970er Jahren in die nachhaltigen Hinterfragungen, Debatten und Impulse der Neuen Frauenbewegung.⁶⁴

In all diesen Entwicklungen und Konzepten konnte die relationale Kategorie Geschlecht, deren Wirkmacht im Projekt in Verbindung mit anderen Kategorien wie Alter, Region, Schicht oder Stand et cetera untersucht werden sollte, auch für Brieffschreiberinnen und -schreiber sehr unterschiedliche Dynamiken entfalten – davon gingen wir wiederum aus. Sie diene ihnen, einer zentralen Funktion von Geschlechterdefinitionen entsprechend,⁶⁵ zur Strukturierung und Ordnung ebenso wie als Ressource für Durchsetzungskraft und Beziehungsmacht,⁶⁶ die von Männern wie Frauen sehr verschieden eingesetzt werden konnte – sei es, indem sie gesellschaftliche Männlichkeits- und Weiblichkeitsnormen für sich zu nutzen suchten,⁶⁷ oder sei es, indem sie solche Normen für sich selbst zurückwiesen und kritisierten, gar ins Gegenteil kehrten. Dabei konnten hierarchische Geschlechterkonzepte auch unterminiert oder spielerisch ins Paradoxe gewendet werden, um so zumindest in der Dynamik einer Briefbeziehung auch Egalität oder Rollentausch zu imaginieren oder zu erproben.⁶⁸ Daraufhin wollten wir unsere Quellen ebenso befragen wie wir sie, einem weiteren zentralen Postulat der Frauen- und Geschlechterforschung entsprechend, keinesfalls als lediglich einer ›privaten Sphäre‹ zugeordnet betrachten. Auch in den sogenannten ›Privatbriefen‹ verschränken sich ›Öffentlichkeit‹ und ›Privatheit‹ in vielen Facetten.⁶⁹

2. Paarkorrespondenzen und ihre Aussagekraft: Quellenkritische Reflexionen

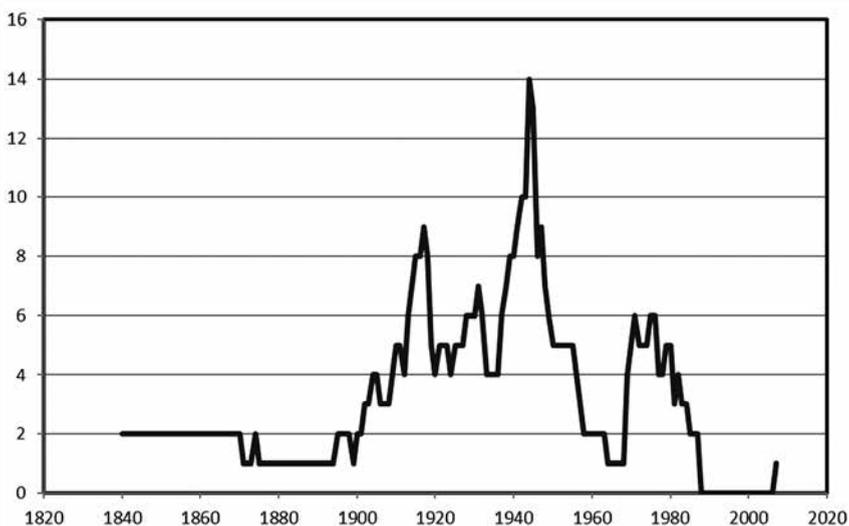
Das Projekt »(Über) Liebe schreiben« wurde in enger inhaltlicher Verbindung zur Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien durchgeführt. Es profitierte von den »Schätzen«, die von dieser nicht nur in Österreich einzigartigen Einrichtung seit ihrer Gründung im Jahr 1990 gesammelt, systematisch geordnet und dokumentiert werden.⁷⁰ Wie das jüngste Bestandsverzeichnis ausweist, umfasste die Sammlung 2012 – also in der Mitte der Laufzeit unserer Forschungen – in zweihundert teilweise sehr umfangreichen Beständen die Vor- und Nachlässe von 301 Frauen und 29 Männern.⁷¹ Darin sind viele Paarkorrespondenzen enthalten, die dem Projekt in vollem Umfang zur Verfügung standen, nicht selten erweitert durch andere Dokumente sowie durch biografische Informationen. Da sie uns sehr oft im Original zugänglich waren, ließ sich damit auch ein Augenmerk auf ihre Materialität richten – auf die Beschaffenheit des Briefpapiers, auf ihr Aussehen, ihre Form, das Schriftbild et cetera. Die im Projekt erschlossenen Quellen konnten demnach zum Teil auch als Objekte erfasst werden, in ihrer materiellen Substanz, mit ihrer parasprachlichen, visuellen und haptischen Ebene⁷² – ausgehend von der Annahme, dass die äußere Form des Schreibens gleichfalls Bedeutung trägt, worauf ja nicht zuletzt die oben erwähnten Briefsteller mit ihren exakten Anweisungen auch für die formale Gestaltung rekurren.

Der Großteil der in der Sammlung Frauennachlässe archivierten Paarkorrespondenzen wurde im Zeitraum vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis in die 1950er Jahre hinein geschrieben. Ihre Verfasserinnen und Verfasser lebten zumeist im geografischen Raum des heutigen wie des ehemaligen Österreich beziehungsweise in der westlichen Reichshälfte der Habsburgermonarchie (»Cisleithanien«). Am stärksten sind Briefwechsel⁷³ aus dem Großraum Wien sowie aus Nieder- und Oberösterreich vertreten, neben solchen aus anderen Bundesländern und die Grenzen Österreichs überschreitenden Korrespondenzen, wenn ein Teil des Paares in einem anderen europäischen oder überseeischen Land lebte. In sozialer Hinsicht sind – in Entsprechung zur schon thematisierten Geschichte der Schriftlichkeit und der Überlieferungssituation »privater« Korrespondenzen – zwar überwiegend Frauen und Männer aus dem breiten Spektrum bürgerlicher Milieus repräsentiert, aber nicht nur. Vor allem für die Zeit der beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts gibt es in der Sammlung Frauennachlässe auch Bestände aus nicht-bürgerlichen, bildungsfernen Schichten.⁷⁴

Diese uns von vornherein zur Verfügung stehende, an sich schon reichhaltige Quellenbasis konnte zu Beginn des Projekts noch erweitert werden. Das geschah zum einen aufgrund der außerordentlich hohen Resonanz, die

das Projektthema »(Über) Liebe schreiben« in den Medien beziehungsweise in der Öffentlichkeit fand, was uns auch eine Reihe von Korrespondenzen aus Privatbeständen zuführte, mit denen etwa der Untersuchungszeitraum ab den 1960er Jahren quellenmäßig gestärkt werden konnte. Außerdem haben wir, entsprechend den Fragestellungen des Projekts, auch in anderen österreichischen Archiven recherchiert.⁷⁵ Der Suche nach Korrespondenzen frauenliebender Frauen und männerliebender Männer, die wir vergleichend miteinbeziehen wollten, war dabei kein Erfolg beschieden – trotz gezielter Recherchen, etwa im Wiener Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung »STICHWORT« oder mit Inseraten in den österreichischen feministischen Medien »AUF. Eine Frauenzeitschrift« und »an.schläge. Feministisches Magazin für Politik, Arbeit, Kultur und Wissenschaft«. Jedoch konnten wir durch unsere Zusatzrecherchen die geografische, zeitliche und insbesondere soziale Bandbreite noch vergrößern. So gehören im definitiven Quellenkorpus des Projekts zu den Verfasserinnen und Verfassern der Briefe nicht nur Angehörige des städtischen und ländlichen Bildungs- und Wirtschaftsbürgertums beziehungsweise der späteren neuen Mittelschichten sowie künstlerischer Kontexte – vom Beamten, Kaufmann oder Architekten bis hin zur akademischen Malerin, Lehrerin oder Sekretärin.⁷⁶ Vertreten sind zudem – allerdings weniger häufig – solche aus handwerklichen, (unter-)bäuerlichen oder proletarischen Milieus, wie zum Beispiel Schneiderinnen und Schneider, ein Maurer, ein Dienstmädchen oder ein Bauernsohn.⁷⁷ Dabei war es am schwierigsten, Korrespondenzen aus den Arbeiterschichten zu finden, was nicht heißt, dass hier nicht geschrieben wurde. Die (kolorierte) Korrespondenzkarte scheint sogar ein häufig genutztes Medium gewesen zu sein,⁷⁸ das allerdings – abgesehen von ihrer Sammlung in für den Markt produzierten Steckalben – selten dauerhaft aufbewahrt wurde. Für ein ausgeprägteres Überlieferungsbewusstsein fehlten hier vielfach wohl nicht zuletzt die räumlichen Möglichkeiten, etwa Dachböden, oder häufige Übersiedlungen standen dem entgegen. Dennoch ließ sich von der beschriebenen Quellenlage her unser Anspruch eines Vergleichs der Schreibpraxen in unterschiedlichen sozialen Milieus zumindest in Einzelaspekten umsetzen. Er war in den meisten Teilstudien des Projekts im Kontrast, jedoch nicht systematisch vergleichend möglich.

Alles in allem standen unseren Forschungen als Orientierungsrahmen letztlich siebzig Korrespondenzen mit einigen tausend Einzelbriefen und Postkarten zur Verfügung. 52 dieser Bestände konnten vollständig transkribiert werden oder lagen, in einigen wenigen Fällen, schon als Transkripte vor, die noch einmal auf ihre Übereinstimmung mit dem Original überprüft wurden. Die folgende grafische Darstellung dokumentiert die zeitliche Verteilung der transkribierten Paarkorrespondenzen. Der Kernbestand umfasst den Zeitraum der 1870er bis in die frühen 1980er Jahre; vereinzelt reichen Briefsammlungen darüber hinaus, etwa im Falle eines »galanten« Schreibens aus



Grafik 1: Verteilung der Quellenbestände im Untersuchungszeitraum des Projekts

dem Jahr 1840 oder der schriftlichen Dokumentation einer SMS-Korrespondenz aus dem Jahr 2007. Die zwei Spitzen, die sich in der Grafik zeigen, spiegeln das erhöhte Schreibaufkommen durch die kriegsbedingten Trennungszeiten in den Jahren 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 – und damit gleichzeitig die schon erwähnte Rolle der beiden Weltkriege als Katalysatoren des ›privaten‹ Schreibens.

Auch in Hinblick auf die dialogische Struktur der untersuchten Paarkorrespondenzen hatten wir mit ungleichen Verteilungen umzugehen. Immerhin sind von 28 und damit mehr als der Hälfte der transkribierten Briefwechsel – wenn auch teilweise sehr unausgewogen – Schreiben beider Seiten vorhanden, was ein wichtiges Kriterium für deren Auswahl und Erschließung war. Vermutlich auch aufgrund geschlechtsspezifisch differierender Überlieferungspraxen, überwiegen in den übrigen Fällen die männlichen Schreibenden (20) deutlich gegenüber den weiblichen (4). Aber auch in diesen Beständen ist nicht nur die Perspektive des Verfassers oder der Verfasserin, sondern zugleich auch die oder der adressierte ›Anderer‹ greifbar, weil in den Briefen oft ausführlich auf die Gegenseite Bezug genommen oder aber das ›Du‹ des Adressaten, der Adressatin entworfen wird.

Hinsichtlich der Beziehungskonstellationen und -phasen der Korrespondierenden sind in den untersuchten Quellen ebenfalls sehr unterschiedliche Formen und Verläufe repräsentiert: solche die – wie das historisch lange der Regelfall war – vom Kennenlernen über die (Anbahnung einer) Verlobung hin zur Ehe oder in späterer Zeit zu anderen beständigen Modellen des Zusammen-

lebens führten; aber auch jene, die nicht auf Dauer gestellt werden konnten oder wollten, mit einer Trennung endeten, überhaupt unklar blieben oder sogar heimlich gelebt wurden. Einige der Briefwechsel erstrecken sich dabei über einen Zeitraum von mehr als sechzig Jahren, enthalten also Korrespondenzstücke aus vielen Phasen eines langen Beziehungsverlaufes. Die meisten der erschlossenen Bestände sind allerdings schriftliche Zeugnisse aus der Zeit der ›Paarwerdung‹, in der Briefe – wie vorne erwähnt – historisch lange ein besonders häufig genutztes Medium waren für das Aufbauen von Gemeinsamkeit, das Erklären von Liebe, das Entwerfen und Gestalten einer geteilten Zukunft; dafür steht nicht zuletzt der schon angesprochene klassische ›Brautbrief‹, die Verlobungskorrespondenz. Solche eine Ehe oder eine andere dauerhafte Beziehung einleitenden, oft umfangreichen und in der zeitlichen Abfolge sehr dichten Briefserien waren für die Auswertung ausgesprochen ergiebig und wurden von daher im Projekt mehr genutzt als andere.

Eine besondere Herausforderung im forschenden Umgang mit Paarkorrespondenzen – und das gilt für die Analyse von Selbstzeugnissen generell – war das Austarieren der Balance zwischen einer entstehenden Nähe zur Quelle und notwendiger kritischer Distanz. Ohne sich in einem ersten Schritt auf deren Subjektivität einzulassen, und demnach auch in einen durch Briefe etablierten ›Paarkosmos‹ einzutreten, ist es nicht möglich, zu weiterführenden Einsichten zu kommen. Und auch wenn solche natürlich das Erkenntnisziel sind, darf das Intime gleichzeitig nicht mit einem ›harten‹, wissenschaftlichen Blick enteignet werden. Bei der Auswertung spielten daher Quellennähe und Forschungsfragen eine dialektische Rolle, um die erschlossenen Korrespondenzbestände nicht einfach durch ein vorab formuliertes Raster zu pressen und damit in ihrer Komplexität und Aussagekraft zu reduzieren. Zudem haben wir, wo das möglich war, im Rahmen unserer Recherchen auch biografische Gespräche mit den Verfasserinnen und Verfassern der Briefe oder deren Nachkommen geführt, oder sind mit manchen von ihnen in einen Dialog über mögliche Lesarten der betreffenden Korrespondenzen getreten. In anderen Fällen waren Grenzen zu akzeptieren, etwa in Hinblick auf eine Tabuisierung biografischer Details oder wenn nur die eine Seite einer Briefkommunikation zur Auswertung und zum Zitat freigegeben wurde.

Das Spannungsfeld, das aus der Intimität von Paarkorrespondenzen und deren wissenschaftlicher Auswertung entsteht, hat auch die Frage aufgeworfen, ob und wie diese Quellen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden dürfen.⁷⁹ Dabei konnten wir davon ausgehen, dass die Mehrzahl der untersuchten Briefbestände von den Verfasserinnen und Verfassern oder deren Nachkommen der Sammlung Frauennachlässe beziehungsweise dem Projekt im Wissen um eine mögliche wissenschaftliche Auswertung selbst übergeben wurden.⁸⁰ Dazu motiviert hat sie zunächst gerade der Erinnerungswert beziehungsweise der hohe persönliche Stellenwert, den die überlassenen Briefe und

Karten nach wie vor für sie hatten, verbunden mit der Hoffnung, deren Weiterbestehen langfristig zu sichern. Auch der Gedanke, den Korrespondenzen durch eine wissenschaftliche Aufarbeitung besondere Geltung zu verleihen und damit einer früheren Liebe, einer langjährigen Ehe, einer heimlichen Affäre oder aber den bereits verstorbenen Eltern, anderen nahestehenden Menschen vielleicht ein ›Denkmal‹ zu setzen, ihnen einen Platz in der Geschichte zu bewahren, war nicht selten ein Beweggrund. Alle Nachlass- oder Leihgeberinnen und -geber wurden zudem in einem Rundschreiben über die konkreten Fragestellungen unseres Projekts informiert und noch einmal um ihr ausdrückliches Einverständnis zur Einbeziehung des jeweiligen Bestandes in unsere Forschungen gebeten. Gleichzeitig sicherten wir ihnen zu, bei der Veröffentlichung der Ergebnisse mit Pseudonymen zu arbeiten, was auch für in den Korrespondenzen genannte Drittpersonen gilt, und berufliche wie räumliche Bezüge möglichst zu verfremden. Ausnahmen gibt es im vorliegenden Sammelband, für den ein für alle Beiträge gleichbleibendes Verzeichnis solcher Pseudonyme erstellt wurde, nur dort, wo das ausdrücklich anders festgelegt war oder wenn bereits wissenschaftliche Publikationen mit den originalen Namen vorliegen.⁸¹

3. Methodische Zugänge oder: Paarkorrespondenzen zum ›Sprechen‹ bringen

In Hinblick auf die potenzielle, über ihre individuell-subjektive Dimension hinausgehende Aussagekraft von Paarkorrespondenzen machten sich in dem einen oder anderen Fall auch deren Verfasserinnen und Verfasser selbst Gedanken. »Interessante Briefeschreiber verdichten gleichsam ihre Epoche in sich und drücken sie in origineller Weise aus. Können wir das auch von uns sagen?«, schrieb etwa Gernot Mehring im Oktober 1993 an Karola Schmidt⁸² in skeptischer Reaktion auf den von ihr gemachten Vorschlag, die gesammelte gemeinsame Korrespondenz zu veröffentlichen. Solche Schreiber hätten auch »eine Lebensgeschichte, die kulturelle, politische oder allgemeinmenschliche Bedeutung besitzt«,⁸³ argumentierte er weiter, der Geltung des eigenen Briefwechsels in dieser Hinsicht nicht sicher. Zehn Jahre später entschlossen sich die beiden dennoch, diesen der Sammlung Frauennachlässe zu übergeben und stellten ihn später auch unserem Forschungsprojekt zur Verfügung – was darauf deutet, dass sie nun um die allgemeine, auch für die Geschichtswissenschaft gegebene Bedeutung ihrer ehemals geführten Paarkorrespondenz wussten.

In der Tat kann ein wissenschaftlich geleiteter, methodisch reflektierter und theoretisch fundierter Umgang mit Selbstzeugnissen deren Potenzial als historische Quelle sehr klar benennen und erkenntnisreich nützen. So lässt sich, um noch einmal auf grundsätzliche Überlegungen zu den untersuchten Paarkorrespondenzen zurückzukommen, mit Michael Maurer ganz allgemein

festhalten, dass in Briefen aufgrund ihrer prinzipiell dialogischen Form (die jedoch Monologe nicht ausschließt) »die Beziehungen zwischen zwei Personen Gestalt an[nehmen]«. ⁸⁴ Diese spezifische, auf ein ›Du‹ gerichtete Qualität, ihre kommunikative Funktion – von der Herstellung von Intimität über den Austausch von Emotionalität und den Ausdruck von Sehnsucht und Begehren bis zum Schmieden von Plänen, Berichten aus dem Alltag, Austragen von Konflikten et cetera – machte sie für die auf das Beziehungspaar gerichteten Fragestellungen des Projekts besonders aufschlussreich. Gleichzeitig konnten wir davon ausgehen, dass die uns vorliegenden Korrespondenzen, ungeachtet des gängigen sie charakterisierenden Begriffs ›privat‹, immer auch im weiten Feld gesellschaftlicher Deutungsmuster und Sinnstiftungsangebote verortet sind und damit – so die englische Historikerin Miriam Dobson – eine aussagekräftige Schnittstelle »between the social and the inner being, between conventions and their use in practice« ⁸⁵ darstellen. Auf diese Verflechtungen gezielt befragt, können sie Auskunft geben über die »Normalitäten«, Gepflogenheiten und Konventionen« in einer bestimmten historisch-gesellschaftlichen Zeit sowie »über darauf bezogene Handlungsmöglichkeiten«. ⁸⁶ Auch in ihrer Dimension als Dokumente individueller Erfahrung sind Paarkorrespondenzen nicht jenseits von sozialen und diskursiven Strukturen und Bedingungen positioniert und damit als *nur* subjektiv zu betrachten. Vielmehr gilt ›Erfahrung‹ – so die seit Jahren intensiv geführte theoretische Diskussion dazu ⁸⁷ – als Ergebnis der Verarbeitung von unmittelbarem Erleben durch »Akte der Interpretation, in welchen dem Widerfahrenen Sinn abgewonnen wird«; und diese Aneignungen sind ebenfalls »auf kulturelle Deutungsressourcen« angewiesen. ⁸⁸ Das gilt ähnlich und damit verschränkt für in diesen Quellen formulierte Gefühle, die auch im Kontext bestehender »Gefühlsnormen« oder des »Gefühlswissens« einer spezifischen historischen Zeit zu untersuchen sind. ⁸⁹

Die Analyse von Paarkorrespondenzen eröffnet demnach einen doppelten Erkenntnishorizont: Sie ermöglicht ein tieferes Verständnis davon, wie Individuen sich ihren eigenen Platz in der Welt schaffen und dabei zwar von existierenden Diskursen beeinflusst werden, aber keineswegs deren »prisoner« sind – wie es wiederum Dobson formuliert hat, ⁹⁰ um das Spannungsverhältnis von Diskurs und Erfahrung zu benennen. Demnach zeigen sich in Briefen gleichermaßen die Wirkkraft kultureller Diskurse wie deren ›eigensinniges‹ Um- und Neu-Denken, Verändern und Weitertreiben durch die Korrespondierenden. ⁹¹ Konformität gegenüber gesellschaftlichen Normen steht so neben individueller Erfindungsgabe im Brechen und Irritieren der Vorgaben.

Auf der Suche nach beiden Dimensionen ließen wir uns bei der konkreten Auswertung unserer Quellen von geschichts-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Zugängen und Verfahren leiten – wobei in den einzelnen Teilstudien jeweils ein unterschiedlicher methodischer Mix gewählt wurde. Zentral war dabei die konsequente, auf mehrere Ebenen zielende Kontextualisierung der

Korrespondenzen.⁹² Soweit möglich, wurde – neben der jeweiligen biografischen Verortung eines Briefbestandes und des familiären und sozialen Umfeldes der Schreibenden sowie der Erschließung seiner medialen Einbettung⁹³ – insbesondere der historische Kontext umfassend erhoben, also die jeweilige gesellschaftliche beziehungsweise politische, sozioökonomische und kulturelle Gesamtsituation, in die unsere Quellen eingebettet sind. Dabei haben wir vor allem auf briefexternes zeit-, kultur- und frauen- wie geschlechtergeschichtliches Wissen, das heißt auf unsere Expertise als Historikerinnen zurückgegriffen. Zur systematischen inhaltlichen Bearbeitung der Briefe und Karten als Texte und um eine Vergleichbarkeit zwischen den Beständen herzustellen, orientierten wir uns außerdem an Lektüre- und Auswertungsstrategien, die aus der Forschungslogik der qualitativen Inhaltsanalyse⁹⁴ und aus diskursanalytischen Verfahren⁹⁵ kommen. Auch spezifische Überlegungen zu einem methodisch reflektierten Umgang mit Selbstzeugnissen, insbesondere Briefen, spielten eine Rolle.⁹⁶ Wie dort meist vorgeschlagen, folgt zudem auch unser Band dem Prinzip, aus den Quellen in der originalen Schreibweise zu zitieren, ohne bei Abweichungen von den sich historisch wandelnden Regeln der Orthografie und Grammatik eigens darauf hinzuweisen.

Das zur Verfügung stehende umfangreiche Gesamtkorpus von siebzig Korrespondenzen wurde zunächst einmal hinsichtlich der inhaltlichen und sonstigen Aspekte des Materials gesichtet und, soweit möglich, ganz gelesen oder zumindest quergelesen. Aus dieser Quellennähe heraus reflektierten wir im Team noch einmal über die inhaltlichen Dimensionen, entlang derer wir die Quellen untersuchen wollten. Als Ergebnis dieser noch überblicksmäßigen ersten Grobanalyse des Bestandes wählten wir jene 52 Briefwechsel aus, die transkribiert und entlang eines Leitfadens konsequent und differenziert befragt werden sollten. Dabei wurde bei der Entwicklung der inhaltlichen Kategorien neben der Erschließung der Sachebene der Briefe oder Karten sowie der Beziehungsebene zwischen den Schreibenden bis zu einem gewissen Grad auch die Dimension von Sprache als potenzieller Trägerin von Bedeutung mitgedacht.⁹⁷ Denn was von wem wie sagbar ist, lässt Rückschlüsse auf die »Beschaffenheit sozialer Beziehungen«⁹⁸ zu – und damit auch auf das Aushandeln von Standpunkten zu Paarbeziehungen, Geschlechterpositionen und Liebe beziehungsweise auf die Prozesse der Aneignung und Umdeutung von diesbezüglichen Diskursen.⁹⁹ Kategorien wie »Paarsprache«, »Kosenamen«, »Anredeformen«, »Verabschiedungsformeln« – auch in ihrer möglicherweise unterschiedlichen Verwendung durch Frauen und Männer – bildeten daher explizite Inhalte unseres Leitfadens. Bei den Feinanalysen signifikanter Briefausschnitte sollten zudem Besonderheiten auf der Text-, Satz- und Wortebene miteinbezogen werden.¹⁰⁰

Die Beziehungsebene wurde über mehrere Kategorienpole erhoben: über den Schwerpunkt »Liebe/Gefühle« in einer Bandbreite, die von »Ängsten/Sorgen« über »Dankbarkeit«, »Eifersucht«, »Enttäuschung«, »Freude«, »Glück«, »Sehn-



Grafik 2: Ein zentraler Pol der forschungsleitenden Kategorien des Projekts

sucht« bis zu »Trauer« und »Verzweiflung« reicht, über die zwischen den Schreibenden deutlich werdenden »Aushandlungsprozesse/Spielräume«, mit Subkategorien wie »Verhandeln«, »Konflikt«, »Vorwurf«, »Entschuldigung« und »Widerständigkeit«, sowie über die in Grafik 2 visualisierten Kategoriengruppen »Selbstentwürfe/Zuschreibungen« und »Geschlechterpositionen/Macht«.

Ein besonderes Augenmerk lag auch auf der inhaltlichen Ebene der Briefe, also bei den angesprochenen, die Beziehung konkretisierenden Themen – seien es nun »Allgemeine Themen« (wie »Finanzen«, »Arbeit«, »Wohnen«, »Organisatorisches« et cetera) oder »Geburt/Tod«, »Körper«, »Ernährung« im Übergang zu spezifischen »Paarthemen«, die wiederum Aspekte wie »Kinderwunsch/Schwangerschaft«, »Sexualität«, »Erotik«, »Zukunft«, »Getrennt-Sein« oder »Wiedersehen« versammeln (vgl. Grafik 3).

Diese inhaltlichen Thematisierungen verbinden sich mit jenen Kategorien, die wir vergeben haben, um in den Briefbeständen möglicherweise angesprochene historische Phänomene oder Kontexte zu verdeutlichen, etwa »Politik«, die »eigene Zeit« und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, »Frauenbewegung/en«, »Krieg«, »Antisemitismus« oder »Feindbild«.

In der Vielschichtigkeit und Differenziertheit des beschriebenen, aus insgesamt mehr als 100 Kategorien bestehenden Leittrasters, das uns bei der inhaltlichen Durchdringung des Bestandes getragen hat, dokumentiert sich nicht